

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 4

Artikel: Reisebriefe aus dem fernen Osten [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da hob sich leise das Umhänglein ob dem großen Rachelofen. Der Kopf des dort ausgestreckt liegenden Buben kam zum Vorschein und verwundert rief eine Stimme in's Stubeli hinab: „Grad so hat es geklopft, als die arme Seele des Züslers beim Marannli z'Licht war!“

„Sie ist jetzt erlöst!“ lallte der Schreiner und das Stubeli wiederhallte von einem dröhnenden Lachen. (Ende.)



Reisebriefe aus dem fernen Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Arztin.

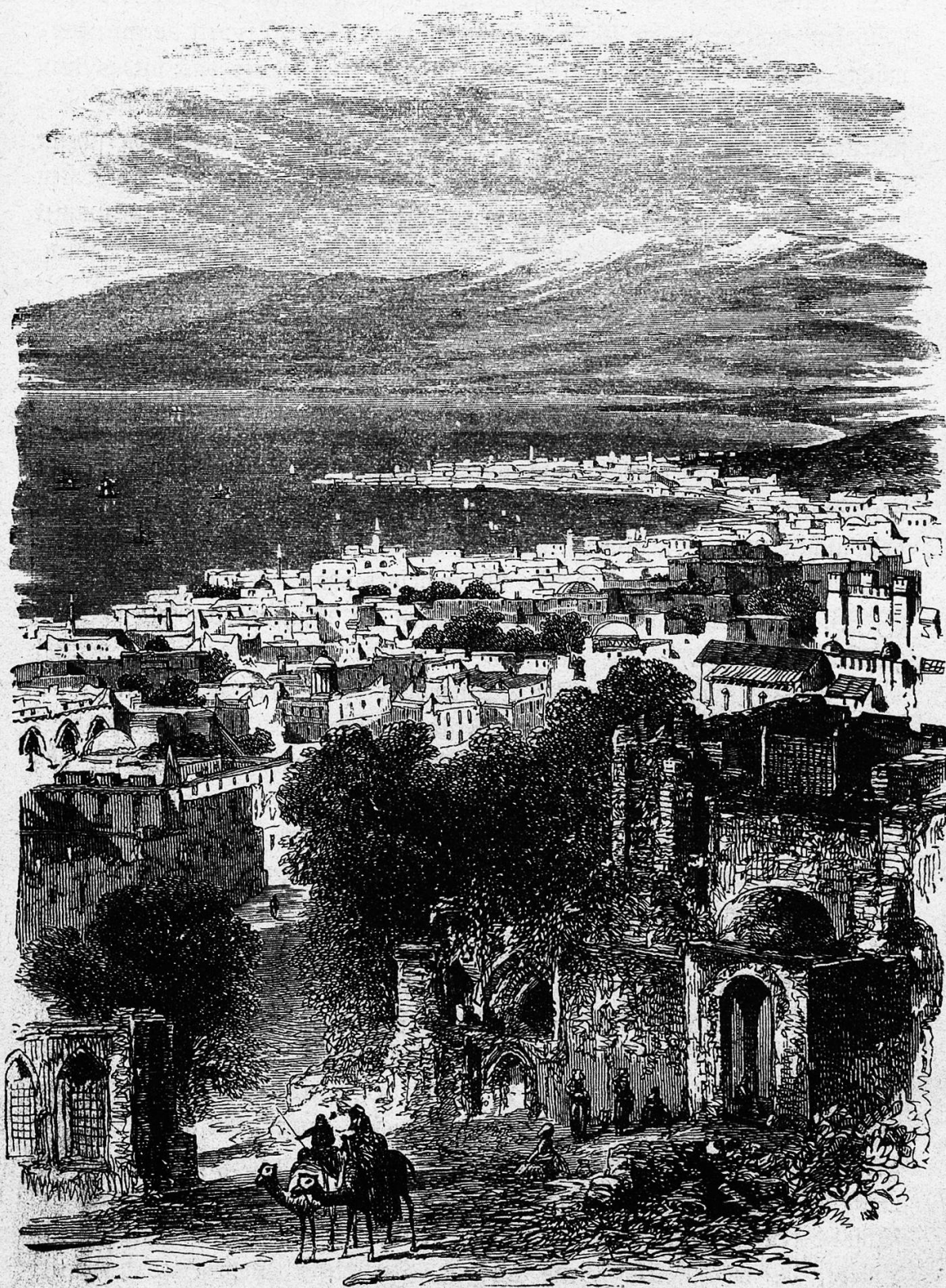
Unsere erregte Debatte*) fand ein jähes Ende. Man brachte in Fesseln einen geisteskranken Passagier dritter Klasse an Bord. Der Kapitän eilte, dem Unglücklichen eine Einzelkabine zweiter Klasse anzuweisen, die er mit seinem Begleiter, augenscheinlich einem jüngerem Bruder, teilen sollte. Der Kranke mochte kaum 30 Jahre zählen und war der Kleidung nach ein syrischer Araber. Der Transport, vielleicht auch unrichtige Behandlung mochten ihn in Erregung versetzt haben. Nur mit großer Mühe brachten ihn die Begleiter mit Hülfe eines Gendarmen und des Schiffs-personals in die ihm bestimmte Kajüte. Sein Schreien, Rufen, Singen, Pfeifen und Lärmen hielt noch lange die Passagiere der ersten und zweiten Klasse in Aufregung. Wir vernahmen später, ein Sturz vom Dache sei die Ursache seines Leidens. Sein Bruder sollte ihn nun nach Beirut bringen, wo die alten Eltern die schwierige Ueberwachung und Pflege übernehmen müssen.

Während der ganzen aufregenden Scene des Einschiffens hatten sich die orientalischen Passagiere des Zwischendecks sehr würdig und ruhig verhalten. Bekanntlich hält der Morgenländer, welcher Race oder Religion er auch angehöre, einen Geisteskranken für heilig, ja verehrt ihn wie einen Propheten. Herr B. meinte boshaft, im Abendland sei es gerade umgekehrt, dort halte man jeden Propheten für verrückt! Die Richtigkeit dieser Bemerkung will ich wohlweislich dahin gestellt lassen! Außer einigen deutschen Kaufleuten und Kolonisten, sämtlichen Passagieren erster und zweiter Klasse, nahm unser Schiff noch eine Unmasse neuer Zwischendeckpassagiere auf. Es war mir ein völliges Rätsel, wie diese Menge Leute noch Platz finden sollten, gleich doch in Jaffa schon das kleine Zwischendeck einer Haringstonne, obgleich dort alle Jerusalemspilger sich ausgeschifft hatten.

*) Vergleiche Heft 2 dieses Jahrgangs.

Allmählich kam einige Ordnung in das bunte Chaos. Vom Oberdeck aus konnte ich bequem hinuntersehen in dieses kleine Stück Morgenland, das sich farbenfreudig und eigenartig vor mir entrollte. Fremd, wie ein wunderbares Märchen aus 1001 Nacht mutet den Neuling das orientalische Leben und Treiben an: Groteske Gestalten, seltsame Gruppen, wunderliche Trachten, wildfremde Physiognomien, eigentümliche Geberden und Stellungen nehmen das Auge unaufhörlich aufs Neue gefangen. Der würdevolle Ernst, die dunklen Gesichter, das majestätische Sichgehenlassen der schmiegsamen Leiber, die souveräne Unbefangenheit des Blickes, der magische Klang nie gehörter Laute, alles vereint sich zu einem Eindrucke überwältigender Art. Man fühlt sich wie in einer Verzauberung befangen und sieht sich unwillkürlich nach langhalsigen Kameelen, weißen Elephanten, nach Palmen und Sycomoren um.

Die Tischglocke rief uns zu den materiellen Genüssen des Lunch. Während wir noch bei Tische saßen, setzte sich das Schiff schon wieder in Bewegung. Als ich mich später wieder aufs Deck begab, ließen wir eben das nördliche Ende der Bucht von Akfa hinter uns. Akfa soll ehemals der Haupthafen für die Damascenen gewesen sein, von wo aus sie ihren Hauraweizen ausführten, der von riesigen Karawanen von oft 3000 Kameelen an die Küste hinunter befördert wurde. Das aufstrebende Haifa und vor allem Beirut, das sich seit einigen Jahren einer Schienenverbindung mit Damascus erfreut, haben Akfa jede Bedeutung als Hafenstadt genommen. „Akfa“ hat, gleich den meisten phönizischen Küstenstädten, einen historischen Klang. Aber trotz einer mehrtausendjährigen Vergangenheit finden sich weder Altertümer noch antike Baureste als Zeugen seiner großen Zeit, wo dieses prachtvolle Fleckchen Erde noch einer bedeutenden Kulturepoche angehörte. Nur der Zauber geschichtlicher Erinnerungen lebt und webt um das alte biblische Akfa (Richter I. 31). Schon früh fand das Christentum Eingang (Apostelgesch. 21. 7.), aber ein Bollwerk christlichen Geistes wurde es hauptsächlich zur Zeit der Kreuzfahrer. Aus der Vergangenheits-Dämmerung jener furchtbar blutigen Zeiten tritt stolz und herrisch die Gestalt des tapfern Richard Löwenherz von England, der 1191 zusammen mit dem ehrgeizigen Herzog Leopold von Oesterreich die Festung Akfa dem Sultan Saladin wieder entriß. Als Hauptsitz der fränkischen Herrschaft und Zentralquartier aller Ritterorden der Kreuzzüge behauptete sich die Festung am längsten gegenüber dem wütenden Ansturm der osmanischen Krieger. Auch nach dem Zusammenbruche der christlichen Herrschaft in Palästina bildete diese Küstenstadt, durch das Mittelalter bis auf die Neuzeit herunter, einen hervorragenden Zankapfel der vielfach wechselnden Eroberer



Beirut.

und Sieger, die das heilige Land überschwemmten. Das letzte Bombardement Akfas durch das vereinigte öster.-engl.-türkische Geschwader gab „Syrien“ wieder an die türkische Herrschaft zurück. »Vivant sequentes« möchte man sich versucht fühlen auszurufen! Jetzt liegt das oft so heiß umstrittene Akfa gar friedlich auf seiner einsamen Landzunge hinter verfallenen Mauern und Wällen. Ein blendend gelber Sandstreifen scheint das Städtchen von der tiefblauen Meeresbucht zu trennen. Im Osten hebt sich die violette Silhouette der galiläischen Berge vom hellen Himmel ab. Die Küste wird von hier ab, je näher wir dem Libanon kommen, mehr und mehr bergig. Mit Feldstechern bewaffnet verfolgen wir die wechselnde Scenerie der Küstenlandschaft. Nur das einst weltberühmte Tyrus des phönizischen Reiches ist nun so klein und unbedeutend, daß es unsern Blicken ganz entging. Dagegen schaut die einst ebenso bekannte Schwesterstadt Sidon gar einladend aus dem dunkeln Grün ihrer Palmen-gärten und Orangenhaine aufs Meer hinunter. Die riesige Necropole von Sidon versorgt die Privat- und Landesmuseen aller Länder mit ihren griechischen und phönizischen Altertümern; besonders berühmt als Meisterstücke antiker Sculptur sind die Marmorsarkophage der großen Vorzeit. (Z. B. der wunderbare Alexandersarkophag im Museum des alten Serai zu Konstantinopel.)

Die Geschichte der antiken Kulturvölker ist uns in steinernen Texten unvertilgbar überliefert. Ihre Gräber, Theater, Aquädukte, Heerstraßen, Brücken, Tempel sprechen selbst als Trümmer noch laut für das gigantische öffentliche Leben, das in jenen Glanzepochen in gewaltigen Strömen pulsierte.

Die Bedeutung dieser steinernen Reminiscenzen erfährt uns heute mehr als je zuvor, angesichts des ungeheuren Rückschrittes der Kultur und des sittlichen Wertes der Landesbewohner. Die Kulturvölker des Altertums errichteten sogar den Toten unvergängliche Denkmäler; was für Spuren ihrer Anwesenheit — fragt man sich unwillkürlich — hinterlassen einst die osmanischen Barbaren der Geschichte? Die Antwort dürfte nicht sehr schwer sein. Vorderasien war von jeher eine Völkerherberge, die gegenwärtigen türkischen Gäste, welche dieses antike Gasthaus bezogen haben, werden zum bleibenden Andenken ihrer holden Gegenwart die Vermächtnisse und Ueberlieferungen verschollener Glanzzeiten zertrümmern und selbst deren Trümmer noch vernichten. „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr.“ In dieser Wahrheit dokumentirt sich die Mission dieses Mongolenstammes. Er ist und bleibt der Bannerträger der Barbarei und Unkultur; das Zeichen des Halbmonds ist das Symbol des Abnehmens, des Rückschrittes und Unterganges.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ Dieser Spruch dürfte sich hoffentlich in nicht zu ferner Zeit auch am türkischen Reiche bewahrheiten. Die armenischen Massakere sind ein trauriges Symptom der unaufhaltbaren Zersetzung dieses Staatskörpers.

Am Horizonte taucht bereits das Vorgebirge Ras Beirut mit dem weithin sichtbaren Leuchtturm auf. Wir nähern uns der Hauptstadt Syriens. Ich eile, mein Gepäck für die kritischen Augen türkischer Zollbeamter günstig zu ordnen, sowie meinen Paß bereit zu legen. Die meisten meiner Reisegefährten steigen hier aus, so daß ich mich wohlgeborgen in erfahrendster Gesellschaft weiß. Ueber die Schrecken des Ausschiffens, Zollrevision &c. werde ich dich im nächsten Briefe unterhalten. Good bye, Bruderherz. Dein Globetrotters Sephy.

Hotel Gasmann Beirut, den 9. Juni 1897.

Beirut, als Stadt betrachtet, hat auf mich zuerst ganz den Eindruck einer süditalienischen Provinzial- oder vielmehr Küstenstadt gemacht. Nicht morgenländig ist dagegen der Typus des landschaftlichen Bildes und ebenso fremdartig berühren einen die orientalischen Trachten und Gesichter. Leider ist es mir gestern nicht möglich gewesen, Beirut zu besichtigen, deshalb verwandte ich heute den ganzen Tag zu Streifereien und Promenaden in Stadt und Umgebung. Die Waffen, die ich vorschriftsgemäß für die spätere Landreise in Syrien und Mesopotamien mit mir führte, hatten mir bei der Zollrevision gestern die größte Verlegenheit bereitet. In Unkenntnis der bestehenden Gesetzesvorschriften hatte ich es unterlassen, rechtzeitig um einen Waffenpaß beim deutschen Konsulat einzukommen. Ohne einen solchen lief ich aber Gefahr, meine Schießwaffen konfisziert zu sehen, ohne eine Möglichkeit zu haben, sie je wieder zu erlangen. Das Faktotum des Hotels Gasmann, ein sehr junger, aber intelligenter und energischer Deutscher verstand es, mit hohen Trinkgeldern diese leidige Affaire zu erledigen. Vier meiner Koffern unterwarfen die Herren Zollbeamten einer gründlichen Zollrevision; der fünfte, der als *Corpus delicti* die verbotenen Waffen barg, wurde dagegen nur flüchtig geöffnet. Es wurde beinahe 12 Uhr Mittags, bis ich nach dieser probabilen Ausschiffung und Zollrevision hungrig, müde und abgespannt von der wahrhaft tropischen Hitze das kleine deutsche Gasthaus erreichte. Der Besitzer, ein sehr gefälliger, liebenswürdiger junger Deutscher verbindet mit der Führung dieses bescheidenen, aber trefflichen Passanten-Gasthauses den Betrieb eines kleinen Restaurants, sowie eine Familienpension für ledige Kaufleute und Professionisten, welche längere Zeit in Beirut bleiben. Zu-

gleich ist sein Haus das Stammlokal des Schweizer-Vereins und wenn ich nicht irre, auch eines deutschen Klubs. Es berührte mich ungemein heimatlich, bei Tische eine ganze Auswahl schweizerischer und süddalemanischer Dialekte zu hören. Unser breites „Züridütsch“ überwog aber stark alle die schwäbischen, bairischen, steierischen, glarnerischen und bernerischen Laute. Auch der feine St. Gallerdialekt und das noch elegantere Chureridiot waren vertreten. Zu meinem Entsetzen verstand der sprachbewanderte Lebensversicherungskroate sogar unsere heimatlichen Mundarten, nur vom Bernerdütsch behauptete er mit verächtlichem Achselzucken: „Dass isst eine sehr sschwierige Sprache, ungemein hart und sschwer für das Ohr, ess ist eben keine Kulturssprache nicht.“ Zum Glück verstand der anwesende Berner das s-riische Deutsch des Agenten nicht, sonst, wer weiß, was geschehen wäre! Mit den Bernermutzen ist nicht immer zu spassen.

Nach Tisch machte mich Herr Inspektor B. mit einigen meiner Landsleute bekannt. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die Schweizer im Auslande den Landsmann ungemein herzlich und zuvorkommend aufnehmen. Die Schweizer werden darin nicht leicht von einer andern Nation übertroffen. Auch ich kann nicht genug anerkennen, wie gastfreundlich, diensteifrig und liebenswürdig man mir entgegenkam. Dieselbe Erfahrung hatte ich bereits in Alexandrien gemacht. Wo immer man in der Fremde auf einen Schweizer stößt, hat man auch gleich in ihm einen Berater und Helfer gefunden. Nachmittags waren mir zwei der Herren behülflich, die Paßangelegenheiten, das Geldwechseln und Telegraphiren, die Einkäufe und Besorgungen für die spätere Landreise zu erledigen. Denn so zeitraubend und lästig diese Prosa des Reisens ist, so wichtig ist andererseits besonders im Orient die pünktliche und rechtzeitige Erledigung der Reisegeschäfte. Ich beschloß, so bald als möglich nach Damaskus abzureisen und nach meiner Rückkehr erst alle die Besuche in Beirut zu machen, denn gerade für Beirut hatte ich eine Masse Empfehlungen an verschiedene Private bekommen. Juni und Juli sind der tropischen Sommerhize wegen die denkbar ungünstigsten Monate für eine Reise in Palästina und Syrien. Wenn ich also zu viel Zeit für Palästina opferte, so riskirte ich, erst gegen Mitte oder Ende Juli das Euphratgebiet zu erreichen. Das Reisen während des Hochsommers in den mesopotamischen Steppen ist aber, selbst wenn man ausschließlich Nachts reist und Tags unter Zelten ruht, für den Nordländer und gar Gebirgsbewohner eine nicht zu unterschätzende Strapaze. Mein ursprünglicher Plan, in Palästina und Syrien die Spitäler, Kliniken, Apotheken, das öffentliche und private Medizinalwesen, die Art und Weise der Ausübung und Handhabung der ärztlichen Privatpraxis zu studieren, schrumpfte gewaltig zusammen. Ich mußte

zusehen, daß ich in kurzer Zeit in Beirut und Damaskus in besagte Verhältnisse einen Einblick bekam, um dann so rasch als tunlich meinen Bestimmungsort, Urfa in Mesopotamien zu erreichen, wo ich mit Hülfe der gesammelten Erfahrungen und Räte ein Ambulatorium oder je nachdem eine größere Klinik zu gründen hoffte.

So verwandte ich den Rest des gestrigen Tages dazu, meine Reisepläne zu modifizieren, Korrespondenzen und Telegramme zu erledigen und was der Annehmlichkeiten mehr sind. Das Thermometer zeigt nämlich 38° C. im Schatten!

Der zweite Tag in Palästina fand mich erfrischt und früh auf. Die brütende feuchte Hitze, die auch Nachts unvermindert fortbauerte, selbst die Mosquitos und das lästige Gebell der Straßenhunde, nichts hatte vermocht meinen Schlaf zu stören; das ermüdende Kennen und Fahren, die nervöse-Abspannung des Reiselebens hatten wie ein Hypnotikum gewirkt.

Ueber Palästina pflegt Jedermann seit den Tagen der ersten Bibelgeschichtsstunde an viel zu lesen, auch ich vermeinte, Land und Leute müßten mir wie alte Bekannte vorkommen. Doch übertrifft die Wirklichkeit selbst die beste, durch Lektüre gebildete Vorstellung. Wie überraschend schön, wie fremdartig ist diese Welt der Farben und Formen. Ein französischer Maler, Henry Regnault, hat einst den Orient charakterisirt mit den trefflichen Worten: »On ne peut mettre le nez à la porte, sans voir des tableaux tout faits.« (Man kann nicht die Nase vor die Türe strecken, ohne vollendete Gemälde zu sehen.) Ganz richtig, je künstlerischer das Auge des Reisenden eingeübt ist, je besser man zu sehen und zu schauen versteht, um so überwältigender wirkt das bunte, ewig unerschöpfliche Kaleidoskop der Licht- und Farbenmärchen des Morgenlandes. Schon eine Stunde nach Sonnenaufgang stand ich reisefertig auf der geräumigen Plattform des flachen Hausdaches. Auf den Rat meiner Landsleute wollte ich mir erst aus der Vogelperspektive einen Gesamtüberblick über Beirut mit auf den Weg nehmen. Das landschaftliche Bild, das dieser überraschende Ausblick mir bot, ist von einer wahrhaft bestrickenden Schönheit. Wie gebannt haftet der Blick zuerst auf der dunkelblauen Meeresfläche, die in unendlicher Ferne unmittelbar in den Azur des wolkenlosen Himmels überzugehen scheint. Wunderbare Lichtreflexe zittern und flimmern auf den leicht bewegten Wassern der nahen Hafenbucht. Das geschäftige Leben und Treiben der Schiff- und Strandbevölkerung dringt wie ein fernes Summen und Klingen durch die Morgenluft herüber. Die Fahrzeuge im Hafen nehmen sich aus dieser Entfernung wie zierliche blankgeputzte Kinderspielzeuge aus, über die, Ameisen gleich, winzige Menschenkinder hinwegklettern und laufen. Die weißen und gelben Häu-

fer und Paläste klimmen in terrassenförmiger Gliederung von dem hellgrauen Küstenfaum bis hoch in die rotbraunen Gebirgsmassen des Libanon hinauf. In diese grellbunten, hellen Töne fällt wirksam das vielfach nüancirte Grün der Cyressen-Haine und Pinienwälder, der Palmengruppen und Obstgärten, welche Hütten und Paläste, Dorf und Stadt umgeben und mannigfach, grünen Däsen gleich, durchsetzen. Und während im Westen in unabsehbarer Linie die Wasser den Horizont abschließen, so begrenzen den Ausblick gegen Osten die mächtigen Gebirgswellen des Libanon, der sich gerade im Rücken Beiruts zu seiner steilsten Spitze erhebt. Dieser Djebel Sannin hat die stattliche Höhe von etwa 2600 Metern. Sein schneeiges Haupt erglänzt in blendendem Weiß in der zauberischen Beleuchtung der Morgensonne.

Und diese Menge der sattesten Farben wie der unbestimmtesten Töne klingen in dem wunderbaren Lichte so harmonisch zusammen, daß das Auge keineswegs ermüdet, sondern immer wieder aufs Neue in dieser Farbensymphonie schwelgt. Mein Begleiter, das genannte jugendliche Faktotum des Hotels, der die Würde des Dragomans, Sekretärs und Fremdenführers in seiner 18jährigen Person glücklich vereinigt, drängt zum Aufbruch. Zunächst machten wir unsere Entdeckungsreisen zu Fuß. Unser erstes Ziel ist die Altstadt, die, als Mittelpunkt Beiruts, sich um den Hafen herum aufbaut. Sie ist eng und winklig angelegt, viele arme Griechen, Levantiner und Juden wohnen da, was diesem Stadtviertel ein Gepräge von Armut und Schmutz gibt. Nur dieses Armenquartier allein hat ein bißchen das Cachet einer türkificirten Araberstadt bewahrt. Wir finden enge, dunkle Bazare und Arbeitsstätten, in welchen die Gewerbe teilweise in versündflutlich-einfacher Weise betrieben werden; ein Durcheinander schmaler, unregelmäßiger Wohnhäuser mit vergitterten Fenstern oder scheibenlosen Fensterhöhlen; krumme Gassen mit halsbrecherischem Pflaster; merkwürdige Sackgäßchen, furchtbar enge, winklige Seitenwege, hin und wieder ein öffentlicher Brunnen, eine Moschee oder ein Chan (Herberge) — das ist die äußere Signatur eines solchen Stadttheiles. Zur unvermeidlichen Dekoration aber gehörten der unergründliche Schmutz der Gassen. Da liegen Haufen von Kot und Kehricht aller Art, todte Hunde und Katzen, Schutt und Trümmerhaufen halb abgebrochener, eingestürzter oder abgebrannter Häuser. — All dieser Unrat wird bevölkert von Fliegen, Würmern, Tauben und Geflügel, herrenlosen Straßenhunden und wilden Katzen, die mehr Kadavern ähnlich herumliegen, oder sich von den ekelhaftesten Gewerbeabfällen ernähren. In der trockenen Jahreszeit wird alles zu Staub und Moder, in der feuchten aber zu einem gräulichen Kot- und Fauchebrei. Ein mangelhaftes Riechorgan ist demnach oft ein wahrer Segen für den

Europäer, der im Oriente leben muß. In den Sträßchen, die auf den Hafen hinunterlaufen, ist ein lebhaftes Leben und Treiben. Barbieri und Schneider, die unter der Türe oder im Freien ihr uraltes Handwerk betreiben, machen die ohnehin engen Straßen beinahe unpässierbar. Da kommt z. B. eine arabisch-muhamedanische Familie auf zwei Mauleseln hergeritten, die wohl sich als Zwischendeckpassagiere einzuschiffen gedenkt. Schon die doppel-seitige Bepackung des ersten Tieres nimmt beinahe die ganze Breite des Weges ein. Auf den hochgetürmten Bündeln und Truhen sitzt der grün-beturbante Vater familias in einem hellen, weiten, schlafrockartigen Gewand. Auf dem zweiten Tiere sitzt die tiefverschleierte Mama mit zwei verschieden-altrigen Babies belastet, welche letztere durch ein gräuliches Schreiduetz dem Straßenlärm erfolgreich Konkurrenz machen. Esel mit Grünzeug, klappernde Wasserverkäufer sperren von neuem das Sträßchen. Und nun kommt gar eine ganze Herde Schafe, die von einem halbnackten Jungen mit aufmunterndem Geschrei, Lärm und Gestikulation nach dem Hafen hinunter getrieben wird. Dann folgen wieder Eselchen, die unter ihrer Ladung von Holzreisern beinahe verschwinden. Europäisch gekleidete Levantiner mit rotem Fetz, hypermodernem Schuhwerk mit grellen Sonnenschirmen und schreienden Cravattenfarben wechseln ab mit patriarchalischen Gestalten, Juden, im langen, kaplanartigen, dunklen Rock, der sich über dem helleren hemdartigen Unterkleide auf der Brust öffnet, auf den weißbärtigen Gesichtern das schwarz-tuchene Schädelkappchen. Die syrische Tracht herrscht im Allgemeinen vor, das heißt, das schlafrockartige Gewand mit dem europäischen Herren-Jaket darüber, doch finden sich in diesen Innerquartieren auch die türkischen Pluderbeinkleider, die griechischen Pumphosen, die faltige arabisch-ägyptische Tunika und der weiße Beduinenmantel. Der Fetz überwiegt bei weitem den Turban und das malerische Sonnentuch. Doch findet man gelegentlich alle Trachten in jeder Nuance vertreten, so daß ich bisweilen glaubte, eine lebendig gewordene Bilderbibel vor mir zu sehen. Interessant ist die blumige Sprache, mit der man sich Bahn bricht oder zum Ausweichen aufgefordert wird. Hier sind einige dieser Aussprüche: „Auf deine rechte (Seite) o Eseltreiber (gieb acht).“ — „Vater, dein Rücken“. — „Gott lenke deinen Schritt zur Linken o Schwester.“ — „Du Sohn eines Christen (Schimpfwort), habe ich etwa ein Auge im Rücken? (Ein Moslem zu einem Wasserträger, der ihn von hinten anstieß).“ — „Mein Freund, dein Fuß (hab acht)!“ — „Auf deine linke Seite, o Sohn des Badischah (zu einem Soldaten).“ — „Auf dein Köpfchen (sehe) o Mädchen!“ zc.

Wir kamen auch an der Hauptmoschee Beirut's vorbei, die in der Anlage noch gänzlich die einstige Kreuzfahrerkirche verrät. Tempora

mutantur! Die Besichtigung des Innern wurde uns nicht gestattet. Sehr sehenswert ist die neue Kathedrale der Maroniten, etwa 10 Minuten von der besagten Moschee entfernt. Augenscheinlich ist dieses Gotteshaus nach dem Plan der Kirche Santa Maria Novella in Rom erbaut, aber die innere Ausstattung ist nicht so glücklich wie die äußere Form. An Kirchen, Klöstern, Schulen, Druckereien und Spitälern ist in Beirut kein Mangel. Wie ich höre, bestehen gegenwärtig etwas über 70 Knabenschulen und gegen 40 Mädchenschulen; an Kirchen und Kapellen zählten wir allein 8, doch mögen es mehr sein. Von 15,000 Einwohnern im Anfang dieses Jahrhunderts hat sich die Stadt zu einer Bevölkerung von 120,000 aufgeschwungen. Die Zahl der christlichen Gotteshäuser (8) zu derjenigen der Moscheen (3) deutet schon an, daß nur etwa ein Fünftel der Einwohner Muhamedaner sind. Am zahlreichsten sind die griechisch-orthodoxen Christen (Syrianer und Levantiner) vertreten. An Europäern sind vielleicht höchstens 2500—3000 in Beirut. Auch die Juden bilden, wie in allen Städten Palästinas einen erheblichen Prozentsatz der Bevölkerung. Während mir mein Gewährsmann diese Auskünfte erteilte, kamen wir auf den Kanonenplatz, den die Beiruter gerne dem »Place des Consules« in Alexandrien vergleichen.

Grüß! Sephy.

Matrosenlied.

Von M. Fuchler-von Grenerz.

„Weber Seen und Meere
Komm' ich gefahren
Die Kreuz und die Quere;
Habe seit Jahren
Heimatlaute nicht vernommen;
Bin immer geschwommen
Auf schwankenden Wogen,
Von Sehnsucht gezogen.

Sah im Orient die Palmen sich wiegen,
Mußte im Norden auf Seehundsfell liegen;
Sah das Kreuz des Südens schimmern,
Nordlichtflammen blutigrot flimmern.